

Lebensalter und Philosophie

■ Hans Saner¹

Basel

Summary

Saner H. [Phases of life and philosophy.] Schweiz Arch Neurol Psychiatr 2005;156:106–9.

Is there a specific or preferred phase of life predestined for philosophising? How many years are necessary to start philosophising? Or is it bound to a certain age and ends after that age? It depends on the kind of philosophising. Philosophising can be thinking of the absent things. This happens in conversation with oneself. Children start with this kind of thinking not until they are ten years old. Professional philosophers need a lot of experience in living and thinking. Their main works therefore are rarely written before the age of thirty.

However, philosophising can also mean wondering and being amazed while perceiving concrete situations. Children start very early with it. Their permanent questions “why” or “what for” are the questions for causality and meaning respectively. Children also form early moral judgements. Partly they adopt norms, partly they have emotional insights and partly they develop a feeling for justice.

A child can conclude from a single death that we all will die. It starts from a concrete death that hurts and turns to a problem. This problem leads to a general question. With this question it discovers a kind of law. Some simple steps of thinking lead to an insight. A general view of the world and human beings will be constructed after a lot of steps. Since the day of birth we have had contact with the social world and the world of things, which influence our views.

The arch of life is a common model since the early Middle Ages and is based on the power of life. The more power you have, the less help you need in this model. At the beginning of life you need much help, after some years you are able to work and to help others, but in old age you lose

power and you again need help. This arch of life is based on one dimension only. But every phase of life has its own qualities, which are overlooked in this model. There are parallels in the naturalistic models that say that there is a blossom, then a ripe fruit and finally the phase of rotting. In other words, the very young and the very old people are not “proper” persons. We talk about the many old people and think there are too many old people and we exclude a lot of people from human rights: children.

Freeing oneself from a wrong kind of thinking makes it possible to see that in every phase of life there is a mortal and a creative aspect. We are mortal from the beginning and can be creative in the phase of dying. There are children who are more mature than the “mature” persons and there are old people who are more energetic than those in the “best” years. The best age is every time – it depends on the quality we are focusing on. Thinking this way, we can give back human dignity to both children and elderly people.

Keywords: phases of life; philosophy

Ich möchte zwei Fragen stellen:

1. Gibt es ein spezifisches oder doch bevorzugtes Lebensalter für die Philosophie, so dass man sagen darf: Zuvor (und vielleicht auch danach) wird in der Regel noch nicht (oder auch nicht mehr) philosophiert? Und:
2. Wie könnte in einer Zeit der hohen Lebenserwartung, in der in unseren Kulturen zu wenig Kinder geboren werden, eine Philosophie der Lebensalter aussehen?

Korrespondenz:
Dr. phil. Hans Saner
Wanderstrasse 10
CH-4054 Basel

1 Hans Saner, well-known philosopher, publisher and professor for cultural philosophy at the music college in Basel. Former personal assistant to Karl Jaspers. His books have been translated into eleven languages. He is committed to human rights, especially that children are entitled to vote.

Was die erste Frage betrifft, so ist es, insbesondere im Hinblick auf die Kinder, natürlich entscheidend, mit welchem Begriff von Philosophie wir arbeiten. Wenn «Philosophieren» «die abwesenden Dinge denken» bedeutet, und zwar sie «im Gespräch mit sich selber» bedenken; wenn Philosophie also ein vorstellendes und vielleicht gar abstraktes Denken ist, dann wird es im früheren Kindesalter, vielleicht bis zum 10. Lebensjahr, nur in Ansätzen vollzogen werden. Wenn «Philosophieren» aber ein wahrnehmendes und in der konkreten Situation sich selber und den Anderen staunend befragendes Denken ist, so wird vom frühen Kindesalter an philosophiert: Das ständige «Warum?» stellt überall die Kausalitäts- und das «Wofür?» und «Wozu?» die Zweck- oder die Sinnfrage. Vielleicht gibt es schon eine frühkindliche Kausalitätsbeobachtung, die auf ein vorsprachliches Denken schliessen lässt. Überdies fällt das Kind früh moralische Urteile, zum Teil aus übernommenen Normen, zum Teil aus emotionaler Einsicht, und sein Gerechtigkeitsgefühl ist im Selbstbezug («mir geschieht Unrecht») hochgradig empfindlich und wird im Fremdbezug («anderen geschieht Unrecht») in dem Mass empfindlicher, als die Egozentrie des animistischen Entwicklungsalters im Abklingen ist. Die philosophischen Äusserungen können dann zugleich sehr konkret und abstrakt sein: konkret, weil sie durch ein *Etwas* in der Ding- und Sachwelt geweckt werden, abstrakt, weil die Erkenntnis eine *Gesetzmässigkeit* entdeckt.

Ich will ein Beispiel erzählen: Eines unserer Kinder, eine noch nicht viereinhalbjährige Tochter, brach immer, wenn ihr etwas Unangenehmes widerfuhr, oder wenn sie zu etwas angehalten wurde, was ihr nicht behagte, in Tränen aus und sagte schluchzend: «Das ist die grösste Ungerechtigkeit!» Ich erzählte das eines Tages Karl Jaspers, dessen Assistent ich damals war. Er sagte: «Sonderbar ...» Und nach einer Pause: «Sie weiss nicht, was sie sagt. Aber fragen Sie doch einmal nach, was sie damit meint.» Als bald darauf das Trauer- und Empörungsritual wieder stattfand, fragte ich das weinende Kind: «Was ist denn die grösste Ungerechtigkeit?» Sie antwortete: «Die Todigkeit.» «Was ist die Todigkeit?» «Dass man sterben muss.» Einige Wochen zuvor war der Hund der Grosseltern gestorben, mit dem sie von früh auf so oft gespielt hatte.

Man findet in dieser Trauerarbeit eines Kindes mehrere Momente, die für die Philosophie typisch sind: Ein konkretes Etwas, das schmerzt, wird zum Problem. Das Problem führt zu einer allgemeinen Frage. Durch diese wird eine Gesetzmässigkeit entdeckt: dass nicht allein dieser Hund sterben musste, sondern dass alle Lebewesen sterben

müssen. Der Tod eines einzelnen Lebewesens ist aber etwas anderes als dieses Gesetz des Daseins. Deshalb die Rede von der «Todigkeit». Es ist «ungerecht», dass Gina, so hiess der Hund, sterben musste. Die grösste Ungerechtigkeit aber ist, dass wir alle sterben müssen.

Das ist eine Folge von einfachen Gedankenschritten, die erkennen, wie es um das Dasein in seiner Sterblichkeit bestellt ist. Aus vielen solcher Schritte entstehen ein Weltbild und ein Menschenbild. Nichts verbietet uns die Annahme, dass diese Bilder von dem Tag an heranwachsen, da ein Mensch mit der Sozialwelt und der Dingwelt selbst in Kontakt kommt. Der Anfang dieser Bilder ist die Geburt. *Homo ad philosophiam natus est.*

Unter den vielen Menschen, die gleichsam zum Philosophieren geboren werden, wählen nur wenige die Philosophie zum Beruf und noch weniger schaffen bedeutende Werke der Philosophie. Unter diesen sind es gar verschwindend wenige, die ihr Hauptwerk vor dem 30. Lebensjahr – in der deutschen Philosophie allein Schopenhauer – geschrieben haben, oder die als philosophische Jugendgenies gelten können, wie, neben Schopenhauer, etwa Schelling oder Kierkegaard. Es scheint also, dass die Philosophie als Beruf, obwohl vermutlich schon jedes Kind philosophiert, in der Regel eine gewisse Lebens- und Denkerfahrung verlangt. Auffällig viele Philosophen sind alt geworden, und nicht wenige haben bedeutende Alterswerke geschrieben. Die Statistik würde noch anders aussehen, wenn nicht so viele durch ihre Machthaber umgebracht und verfolgt worden wären.

Den Philosophen von Beruf war vielleicht mit vielen laienhaft Philosophierenden wiederum gemein, dass ihnen die Philosophie auch zu einer *Ars moriendi* geworden ist: zu einer Kunst des Sterbens. «Philosophieren heisst sterben lernen», sagte der Platonische Sokrates, und er liess keinen Zweifel übrig, dass dies für alle Menschen gelten müsste. Der schon in der Antike viel zitierte Ausspruch wurde unter anderem damit begründet, dass die Philosophie eine umfassende Kunst des Lebens sei und dass die *Ars moriendi* ein Teil der *Ars vivendi* sein müsse.

Was nun die zweite Frage, die Philosophien der Lebensalter¹, betrifft, so weisen alle althergebrachten eine ähnliche Struktur auf: die Struktur eines Lebensbogens, die in der Regel in einem aufsteigenden, kulminierenden und wieder abfallenden Halbkreis dargestellt wird. Historisch griff man schon im frühen Mittelalter und dann bis ins

1 Dazu: Ariès P. Geschichte der Kindheit. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig. München: dtv; 1978. S. 69ff.

16. Jahrhundert auf die Lebensalterslehren aus Byzanz zurück. Als Gewährsmänner wurden entweder Konstantin oder Isidor von Alexandrien genannt², der um 490 die Leitung der ehemals Platonischen Akademie übernommen hatte. Er lehrte eine Lebensaltersphilosophie, die sich in der Anzahl der Lebensalter nach der Zahl der damals bekannten Planeten – es waren sieben – richtete. Die Siebenzahl entsprach ganz der Struktur des Lebensbogens. Im 4. Lebensalter kulminierte das Dasein; im 3. stieg es zur besten Zeit auf und im 5. begann der Abstieg; im 2. und 1. sowie im 6. und 7. war das Dasein auf dem geringsten Niveau seiner Lebenskraft. Die kulminierende Zeit dauerte vom 35. Lebensjahr bis zum 45. oder 50.³ Sie hiess – man höre und staune! – «*iuventus*»: Jugend, weil sie die Zeit ist, in der Menschen am besten anderen Menschen helfen können. «Helfen» heisst lateinisch «*iuvare*» oder «*adiuvare*». Die «*iuventus*» ist die Zeit der Hilfe oder der Hilfsfähigkeit. Zu ihr hinauf führte die «*adolescentia*», und von ihr stieg der Mensch in der «*gravitas*» (in seiner Reife und Kraft) allmählich wieder ab. Die frühesten Lebensalter hiessen «*infantia*» (Kindheit, bis zum 7. Altersjahr) und «*pueritia*» (Knabenalter, bis zum 14. Altersjahr) und die spätesten «*senectus*» (Alter von 60 bis 70) und «*senies*» (Greisenalter, über 70 bis zum Tod). Daraus lässt sich entnehmen, dass man auch im frühen Mittelalter ab 60 alt und ab 70 ein Greis wurde und keineswegs mit 50 oder gar 45. Dieses Alter zeigte vielmehr das Ende der *Iuventus* an. Die Lebenserwartung war insgesamt so niedrig, weil die Kinder- und Wöchnerinnensterblichkeit so hoch war.

Das Lebensbogen-Modell war notwendig mit der Verachtung der Kindheit und ebenso des Alters verbunden. In der Enzyklopädie «*Le Grand Propriétaire de toutes Choses*» von 1556, die eine Übersetzung und Kompilation einer lateinischen Enzyklopädie aus dem 13. Jahrhundert war, steht vom Greis, dass er «voller Husten, Auswurf und Schmutz»⁴ sei, und von den Alten, dass sie «nicht mehr wie früher bei Verstand» sind und «dummes Zeug»⁵ reden. Das Kind, «*infans*», ist der Mensch, «der nicht recht sprechen» und «die Worte noch nicht ordentlich bilden»⁶ kann. Das Kind ist das Noch-nicht und der alte Mensch der Nicht-mehr – bemessen an der Kraft des vollen Lebens.

Ich weiss nicht, ob wir heute so viel anders denken als die Byzantiner. Wir reden von der «Überalterung» der Gesellschaft und sagen damit

doch wohl, dass es zu viele alte Menschen gibt, und wir enthalten beharrlich einer Klasse von Menschen die Menschenrechte vor: den Kindern, und sagen damit entweder, dass es, im strengen Sinn, gar keine Menschenrechte gibt oder dass Kinder keine Menschen sind. Wir können alle wissen, dass dieser Byzantinismus an ein Ende kommen muss und kommen wird. Denn sowohl im Hinblick auf die alten Menschen als auch im Hinblick auf die Kinder hat sich etwas grundlegend verändert:

Zu allen Zeiten sind Menschen alt geworden; aber sie waren *Ausnahmen* von der Regel eines weit früheren Todes. Heute ist es die *Regel*, dass die Menschen alt werden, die Männer 77 und die Frauen 82, und die Ausnahme, dass jemand früh stirbt. Was die Alten nun sind, das werden wir (fast) alle bald sein.⁷

In früheren Zeiten war es die Regel, dass eine Familie drei bis vier Kinder hatte, und die Einkindfamilie war eine Ausnahme. Nun kommen bei uns auf drei Frauen vier Kinder insgesamt, und die Familien mit drei oder vier Kindern sind die seltene Ausnahme. Es gibt in unseren Kulturen zu wenig Kinder, um die Populationen auf ihrem quantitativen Niveau zu erhalten. Einige Soziologen sprechen deshalb von einer «demographischen Zeitenwende»⁸, deren Folgen noch nicht abzusehen sind.

Für eine neue Philosophie der Lebensalter bedeutet das: Wir müssen uns von allen naturalistischen Denkmodellen trennen, die Menschen so betrachten, als ob sie Blumen oder Früchte wären, die knospen, aufblühen, reifen und welken oder gar faulen. Jeder Apfel hat Zeiten, in denen er noch nicht Apfel ist: eine Zeit der Knospung, eine Zeit der Blüte und eine Zeit der Reifung. Der zur Welt gekommene Mensch kennt solche Zeiten nicht. Es gibt für ihn kein Lebensalter, in dem er noch nicht Mensch oder nicht mehr Mensch ist. Der Mensch ist Mensch in jedem seiner Lebensalter. Jedes mag den anderen in einzelnen Momenten überlegen und in anderen unterlegen sein. Gerade deshalb müssen wir in jedem die ihm eigenen Qualitäten entdecken und sie pflegen. Reife im Umkreis des Humanen ist kein Geschenk der Natur an eine und nur eine Lebensstufe, sondern die angemessene Kultur der spezifischen Lebensqualitäten in jedem Lebensalter. Es gibt Kinder, die in ihrem Kindsein reifer sind als die Reifen von Alters wegen, und

2 Ariès 1978, S. 76.

3 Ariès 1978, S. 77.

4 Ariès 1978, S. 77.

5 Ariès 1978, S. 77.

6 Ariès 1978, S. 76.

7 Dazu: Saner H. Altwerden heute. Abschied von einer Ausnahme. In: Saner H. Macht und Ohnmacht der Symbole. Essays. Basel: Lenos; 1993. S. 31ff.

8 Birg H. Die demographische Zeitenwende. Der Bevölkerungsrückgang in Deutschland und Europa. München: Beck; 2001. Zu den Bevölkerungsvorausrechnungen für Europa insbesondere S. 119ff.

Alte, die jugendlicher und tatkräftiger sind als Menschen im angeblich besten Lebensalter.

Für die Befreiung aus einem falschen Denkmodell spricht letztlich die gegenläufige Doppelstruktur unseres Daseins. Es ist zugleich sterblich von Anfang und geburtlich bis in den Tod: geburtlich und sterblich, so heisst das, in jedem Lebensalter. Als sterbliches Dasein nimmt es nicht nur ein Ende, sondern es ist endlich; als geburtliches hat es nicht nur einen Anfang, sondern es ist anfänglich. Der Mensch «im besten Alter» ist nicht weniger

sterblich als der Greis und dieser, der Möglichkeit nach, nicht weniger geburtlich als das Kind. Das Kind als Noch-nicht und die Alten als Nicht-mehr sind Konstrukte der Macht, die jene propagieren, die von sich denken, dass sie «im besten Alter» stehen. Das beste Alter ist indes überall – es fragt sich nur, auf welche Qualitäten es jeweils bezogen wird. Darüber nachzudenken, ist nun die Aufgabe – nicht zuletzt, um den Kindern und den Alten ihre Menschenwürde zurückzugeben.